



Martinsfest und Martinsgans.

Don 7. B. Schöen. (Köln.)

Wenn auch nicht mehr so ganz allgemein, wie in früherer Zeit, so pflegt man doch auch noch heute in gar vielen Familien am 11. November, dem Martinstage, eine gebratene Gans auf den Tisch zu bringen, und Jedermann weiß, daß dieses Thier seit Alters her auch „der Martinsvogel“ genannt wird.

Was hat denn aber dieser Brauch und dieses Federweh eigentlich mit dem heiligen Martinus zu schaffen? Vielleicht werden manche Leser, die sich den Feilbraten vorzüglich munden lassen, auf diese Frage keine Antwort geben können, weshalb wir es nachstehend für sie thun wollen.

Martinus, geboren um 316 in dem alten Sabaria, dem heutigen Stein am Anger, in Ungarland, wurde in jugendlichen Alter zum Kriegsdienste unter den Kaisern Konstantin und Julian gezwungen und stieg im römischen Heere zu höheren Stellen empor. Später kam er nach Gallien, wo er zum Christenthume übertrat, lichter wurde und als ein Märtyrer aller Tugenden lebte. Die fromme Legende weiß uns zu erzählen, daß er noch als Kriegsmann eines Tages seiner Mantel mit einem Bettler getheilt habe, der ihn vor den Thoren von Amiens begegnete, und daß ihm darauf in der folgenden Nacht Christus erschienen sei, mit jener Mantelhälfte bedeckt.

Der anspruchslose Priester wurde wegen seiner Frömmigkeit und seines musterhaften Wandels im Jahre 375 zum Bischofe von Tours gewählt. In seiner Demuth und Bescheidenheit, wiewohl er beachtet, erachtete er sich dessen nicht für würdig, einloß der Standeshochheit, die ihm einhohlen sollte, und verweichte sich in einem Gänsefalle. Da er jedoch die Anlässe desselben ein so gewaltiges Geschnatter, wie es nicht ihre Vorkellen auf dem römischen Kapitol, und vertrieben dadurch den heiligen, dem nun fortan die Gans als Heiligthum zugestiftet wurde.

Weil aber der Kaiser Maximus eines Tages dem ehrwürdigen Kirchenfürsten bei einem Gastmahl zuerst den Becher hätte reichen lassen, um ihn selber dann erst aus dessen Hand zu empfangen, wurde Martinus, der um das Jahr 400 geworden ist, auch zum Schutzpatron der Trinker, und wird er auf einem Schimmel sitzend abgebildet wurde, auch der Schutzpatron der Reiter. Deutlich erkennt jedoch der Kundige in dem auf einem Schimmel reitenden heiligen, dem ein blauer Mantel um die Schultern wallt, den Sturmgott Wotan, der auf seinem weißen Rosse über das blaue Himmelzelt dahinjohlt. Die aus späterer Zeit stammenden Legenden von dem Verrath der Gänse und der Werbung des Webers aber sollen weiter nichts, als die Entsehung der in den Dienst der Kirche gezwungenen, ursprünglich heidnischen Opferbräute im November, an die Martinsgans und Martinsweine erinnern, verhielten, wie das ja auch mit vielen anderen, nach christianisirten Bräuten geschah.

Unsere Vorfahren, die alten Germanen, feierten im November, wenn die Schuppen gefallt waren, ein heidnisches Entendankfest, bei welchem dem gesegneten Goste Wotan Opfer dargebracht wurden. Zu diesen Opfertieren gehörte auch die dem Wotan wie seiner Gemahlin Felgja heilige Gans, die um jene Zeit reist fett und vorzüglich zum Braten geeignet war.

Bei Einführung des Christenthums ließ man nun dem Volke seine tieferenwurzelten Bräute, verwandelt jedoch die alten Gottheiten in Heilige. So ward aus Wotan der Heilige Martin, Galliens Apostel, dessen Gedenktage gerade auf den 11. November fällt, und aus der Wotons die Martinsgans, die man nun selber aß, weil es verboten war, sie den Göttern zu opfern.

Dieser Erklärung scheint, wie wir nicht unerwähnt lassen dürfen, zu widersprechen, daß in manchen Gegenden die Festgans nicht auf Martin gebraten, sondern vielmehr am St. Michaelsfeste verzehrt wird, das auf den 29. September fällt. Es bestätigt das aber gerade unsere Einleitung. Der Erzengel und Drachensöbter Michael trat nämlich nach Einführung des Christenthums zunächst an Wotons Stelle und erst später der heilige Martinus. Beide sind, wie als Dritter im Bunde: St. Georg, Nachbildungen des heidnischen Gottes mit Wanz und Mantel, der auf weißem Rosse reitet, und die Sitte der Martinsfester hat sich in Deutschland erst von Gallien aus mit der sich ausbreitenden Herrschaft der westlichen Franken eingebürgert. Midgale und Martin sind seitdem auch Patronen des Schlagschlagels, letzterer zugleich der Patron der Hirten.

„Es giebt,“ behauptet uns der Kulturhistoriker Julius Hoppert, „ebenso eine „Michaelsgans“ wie eine „Martinsgans“; jene gefeßt mehr im Oberlande, diese besonders am Niederrhein. Die einen Gegenden liefereten „Michaelsgänse“, die anderen „Martinshühner“. In England hat das „Martinsfest“ dieselbe Bedeutung wie unsere Martinsgans. Auch in Böhmen kennt man St. Martin als Hirten- und Schutzpatron. Die Zeit zum Dienstwechsel der Viehwäcker ist St. Martin, und an diesem Tage giebt

ortsweise der Viehführer seiner Gemeinde ein Abendbrat; das ist freilich ein kümmerliches Rest des westdeutschen St. Martinsmahles. Der Schmaus aber blieb auch hier die Hauptfeier. An die ehemalige Festfeier. Das eigenthümliche Gebäck desselben bildet das „Martinshorn“, eine große Semmel in Form eines Hufeisens, entweder eine Erinnerung an das Roß des Schimmelreiters oder an die Viehherden und den Herbsttrieb. Lust hat man auch für diese Herbstzeit, so lange man sie gemeinsam hielt, gesammelt, und noch heute singen die rheinischen Jungen: „Geht uns Fleisch und Speckseiten, Würste, Äpfel, Kuchen und Nüsse.“ Aus diesem Sammeln entstand wohl der noch ziemlich verbreitete Brauch der Kinderbesuchung.

Wie nun bei dem Herbstankunft der alten Deutschen, die benanntlich „immer noch eins“ tranken, sicherlich der Weh in Strömen geflossen ist, so sehen wir später auch den Martinstrunk in hohen Ansehen stehen. In Weinbauenden Ländern ist es vielfach Sitte, an Martin den ersten neuen Wein zu kosten, und man versteht daher leicht, weshalb bei den Franzosen unter Kaiserin Johanna das St. Martinsälbel (Mal de Saint Martin) heißt.

Im Mittelalter bildeten sich zu Ehren des heiligen jährliche Gesellschaften, die sich Martinsgilden und Martinsmänner nannten, bei deren Schmäulen die Martinsgans so eifrig begossen wurde, daß das Volk Spottlieder darauf sang, so z. B.:

„O Martin, Martin,  
Der Koch wird verbrannt sein,  
Das Weid in den Falschen,  
Der Wein in den Falschen,  
Die Hand vom Speck,  
Da laß' und fröh;  
Wer sich volllaufen kann,  
Wird ein rechter Martens-Mann.“

Zuletzt nannte man jeden liebevollen Pfaffen einen Martinsbruder, da die Feier geradezu in Fressen und Schlemmen ausartet war. So schreibt z. B. Sebastian Franck (1499-1542): „Erstlich loben sie St. Martin mit gutem Wein, Gärten bis sie voll werden. Unselig ist das Haus, das mit dieser Nacht ein Gans zu essen hat. Da zapfen sie ihre neue Wein an, die sie bisher behalten haben.“

So toll geht es nun heute nicht mehr bei uns zu, wenn man auch eine Martinsgans noch immer gern auf dem Tische sieht und einen guten Trunk dazu liebt. Dagegen ist die Martinsfeier vielfach zu einem Kinderfest geworden. Die Kleinen erhalten an Aheine Martinsbrotzeln und Martinshühner, sowie Martinsperche aus Kuchenteig. In Belgien zieht in den vladischen Städten am Martinstag die kleine Welt mit farbigen Laternen und Campions singend und jubelnd durch die Straßen, um Kupfermünzen bittend, und ein ganz ähnliches Fest begeht die Jugend am Niederrhein, namentlich in Düsseldorf. Dort zündet man in der Umgegend vielfach auch noch Martinsfeuer an, und am Vorabend hält die sangesfrohe Jugend einen großen Umzug durch die Stadt, wobei Groß und Klein an Stangen erleuchtete Kürbisse oder Papierlaternen trägt. Letztere sind entweder mit einer Silhouette des heiligen in ganzer Figur, oder mit einer Abbildung des Badens von Vuchmenspanntungen geschnitten, die an diesem Abend in seiner Haushaltung sind. Dazu singt man Martinslieder, die meist sehr alt sind.

Ein plattdeutsches Martinslied, das die Kinder in Dänabück singen, lautet folgendermaßen:

„Sünne (Sants) Marten, goe (guter) Marten,  
De us alles giewen (geben) kann,  
Von Appel und von Bieren (Bieren),  
De Rüsse (Nüsse) gaht wol miren (mit).  
Rosenblatt, schäume Stadt,  
Schäume Jungten giewt uns wat!  
Laut' (laßt) us nicht so lange stann,  
Wie wir' muot (müssen) nau wiet man Köllen gann.  
Köllen is so fären,  
De hüdat (kommen) wle nimmer mehren.  
Rosenblatt,  
Kriege wie auf wat?“

Mit diesem Gesänge, in dem die Erwähnung der Stadt Rön wahrscheinlich aus einem mittelalterlichen Volkslied stammt, zieht das kleine Volk von Haus zu Haus und wird überall mit Äpfeln, Birnen, Nüssen u. dergleichen.

Im protestantischen Norden Deutschlands ist Dr. Martin Luther, dessen Geburtsort bekanntlich auf den 10. November fällt, meist an die Stelle des heiligen Martinus getreten. Dem zu Ehren aber auch die Hausfrau die Festgans auf den Tisch bringt, ob sie Martins- oder Michaelsgans heißt, immer ist es der Opfervogel des Wotons, den wir verheissen, und daran haben wir unsere Leser erinnern wollen.

Freund Fritz.

Ueber Mascagnis neue Oper, „L'Amico Fritz“ wird aus Rom geschrieben: Wenige einleitende Takte führen uns in das wohlthätige Gemach des trefflichen Fritz Kobus, der uns ja nach der lebenswichtigen Erzählung Gertramm-

Charlans kein Fremder ist. Rabbi David, der passionirte Gespieler, bestimmt seinen guten Freund Fritz gerade wieder einem jungen Paare, das eben der Rabbi ins Unglück gerathen hat, eine Summe Geldes zu borgen. In dem menschenfreundlichen Handel werden die braven Männer von lustigen Freunden unterbrochen, welche die besten Wünsche zum Namenstag des Freundes Fritz und den besten Appetit zum Festmahls mitbringen. Munter plaudert das Orchester Mascagnis bei der Tafel. Die Genossen des ehelichen Paares lassen grade alle Junggebell der Welt hochleben, da erklingt Süsschen — eigentlich Suzzi genannt, weil die deutsche Kleinlautigkeit bei der dramatischen Bearbeitung nach dem Glanz übertragen wurde — und überreicht mit zehendem ländlichen Gesänge, in dem die Schicksalsgötter und der Liebreiz des schlachten Banditens erfreuend Ausdruck findet, einen Festwunsch. Die pastoralen Rabbi freuen sich an Sprache: „Son pochi fiori, povero viols“ begehrt nach muthig die ganze lyrische Oper. Fritzens Frage nach dem Wohlergehen des Vaters, nach dem Stande der Felder beantwortet Süsschen mit dem jarten Worten, „L'aria è dolce, sottile“, zu denen das Orchester befehlgebende Harmonien stellt. Das musikalische Stimmungsbild erhält noch lieblichere Färbung, da von der Straße herauf die warmen Seligentöne des Zigeuners Beppo erklingen. Die musikalischen Phantasien des Geigers rühren das liebe Süsschen zu Thränen. Sie verräth ihre weiche und gute Seele. Beppo, von Fritz herbeigeholen, erzählt in einer hübschen Romanze, wie Freund Fritz ihm einst das Leben gerettet habe. So verräth der dankbare braune Festgast wieder Fritzens weiche und gute Seele, und bel Rabbi David steht sofort das Additions-Exempel für beide weichen und guten Seelen fertig. Nachdem Süsschen sich entfernt hat, singt Rabbi David einen Hymnus auf die Ehe, welchen die Freunde als Bebild in der Wüste erklären. Fritz legt seinen besten Weingarten zur Weite, daß er ledig bleibt. Rabbi David schlägt ein; er ist seiner Sache so sicher wie das Publikum, das bei seiner vieljährigen Erfahrung in Opern- und Schauspiel Fritz und Süsschen sofort für einander bestimmt. Man denke! Freund Fritz ein Tenor von edlen Gemüthe, daß ihm ein ganzes Italien-Institut, durchwegs Schüler des Zigeuners Beppo, ein gelungenes Orchesterstücken bringt. Kann ein Süsschen da widerleben? Diese Szenen sind ein prächtiges Stück, fest und lebendig durchgeführt, ein packender Aktluß, wenn auch ohne eigentlich dramatische Bedeutung. Die Huldigungsmusik kündigt sich von fern erst leise an; das Motiv — nach einem elässischen Volksliede „Schn lust“ gewinnt immer mehr an Kraft, bis der Zug unter dem Barm der Straßenjugend bei dem Haupte des Hofhalters angelangt. Nun verneigt sich das Orchester mit der Bühnenkapelle zu jubelndem, fröhlich einstimmendem Volksange. So endet der erste Akt. . . . Noch hohlerer hebt der zweite an. Die Bühne zeigt den Hof eines kleinen Landgutes, das Süsschens Vater gehört. Mit einem pastoralen Oboen-Solo — ebenfalls nach einem elässischen Volksliede: „Es trug das Mädchen“ — zieht lächelnde Morgenstimmung in unser Gemüthe, die anderen Hofpolster und bald auch die Streicher führen das Thema fort, während ein ferner Schmittersah das Lob der Liebe singt. Schön Süsschen aber bindet Blumen zum Strauß für Herrn Fritz, der auf dem Landgute zum Weiche wiet, und singt die reizende Volksweise: „Bel cavalier, che vai per la foresta“, als sie Freund Fritz überreicht. So erwacht sich ein außerordentlich schönes Duett, voll Kraft und Tonreiz. Süsschen steigt auf einen Kirchengaum, um die ersten des Jahres, zu pflanzen und dem Freunde Fritz zu zuwerfen. Sie singen dabei von Herz und von der Liebe, von den Spählein im Laubbach, von Blumen, Singvögeln, Herzklöpfen und dem ersten Sonnenstrahl. Und im Orchester, daß diese schönen Dinge zu Mustern hat, knopen und blähen die feinsten, zartesten Motive auf. Ein Liebesgarten gränzt den rechten Ton; jede leise Empfindung findet Ausdruck in der rechten Tact, das hat er schon in seiner ersten Oper bewiesen. „Tutto tace, eppur tutto al cor mi parla“ — diese ängere Ethik und innere Bewegung, das Wehen der Natur in der ländlichen Ruhe hat der Componist in „L'Amico Fritz“ so meisterlich in Tönen dargestellt, wie die so wahr empfundenen Festerstimmung des bewegten Nertages in „Cavalleria rusticana“. . . . Trompetenfiguren ganz origineller Art verfinden nun weit interessanter als in der ersten Oper Mascagnis die Ankunft eines Wagens. Fritz und Süsschen werden durch das Raufen der Freunde, zu denen sich auch Rabbi David gestellt, aus ihrem behaglichen Liebesfrieden aufgeholt. Obligate Trompete mit Flöte, dann wieder Jagott mit Flöte in interessanter Vereinerung begleitet die Ankunft der lustigen Gesellschaft ein. Die Freunde ziehen Fritz mit sich zu einem Spaziergang. Rabbi David bleibt mit Süsschen zurück. Nun folgt eine Scene von eigenartiger Heiz. David begehrt einen Trunk Wasser und Süsschen reicht ihm den Krug. Mit Hilfe Davids muß Süsschen die Stelle aus der Wibel dären, da Geozar für Israel ein Weib werben gung und Hebelka am Brunnen fand. Die Wäfer führen zu einem biblischen Gesänge in schönem Choral aus, der immer kraftvoller, bald auch von den Geigen getragen, auschmilt und sich schließlich zu grandioser Wirkung steigert. Der Schluß

